

und ratlos, und man möchte doch nichts in der Welt leidenschaftlicher als die neue Armee!

Man muß ihn kommen lassen, muß ihn prüfen. Man muß sich wappnen.

Am 22. früh tritt Bismarck in das Arbeitszimmer in Babelsberg. Der König, heut weniger bereit, abzudanken als vor drei Tagen, zeigt trotzdem ohne Umschweife dem gefährlichen Mann diese Absicht an und legt ihm, wie neulich seinem Sohn und sicher auch Roon, die Urkunde vor, die er entworfen hat. Obwohl er innerlich glaubt, von Gottes Gnaden König zu sein, und jene Krone vom Altar des Herrn ihn wahrhaft heilig dünkt, faßt er doch in der Realistik des Kampfes das Ganze wieder als Offizier auf, er sagt wiederholt: „Dann nehme ich meinen Abschied.“

„Ich will nicht regieren,“ sagt er jetzt, „wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Untertanen verantworten kann . . . Ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, und habe deshalb beschlossen, sie niederzulegen.“ Das hat Bismarck erwartet, und der König wußte, daß jener es erwartete, denn alle Minister wußten davon. Der Gesandte erwiderte:

„Ich bin, wie E. M. bekannt, seit Mai bereit, einzutreten.“ Er schiebt also nach seiner Taktik auch hier zuerst dem andern die Verantwortung zu, daß er ihn nicht früher berufen habe; dann betont er, daß Roon bleiben und andere sich finden würden.

„Wären Sie auch bereit, für die Neuordnung der Armee gegen die Mehrheit einzustehen?“

„Ja.“

„Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdiziere nicht.“ —

Die ganze Form des Gespräches zeigt einen König, der, ehe die Tür aufgeht, entschlossen ist, mit diesem letzten Ritter zu regieren, um mit Ehren bleiben zu können; jede seiner Fragen legt dem Gesandten die Antwort nahe, doch

ist jede aufs Gewissen gestellt. Er ist auch zu einfach, um mit einer theatralischen Gebärde nun das Papier zu zerreißen, dem neuen Mann die Hand zu schütteln und eine neue Aera anzufangen; so wie auch Bismarck zum zweiten Male im Leben in seiner Entscheidung nur ein Wort erwidert. Nun läßt ihn der König zu einem Spaziergang in den Park und versucht ihn weiter: jetzt zeigt er ihm eine Denkschrift, eigenhändig, acht enge Folioseiten, die alle schwebenden Fragen beantwortet, von den Konzessionen an die Liberalen bis zur Reform der Kreisordnung. So hat sich der König vor dem gefürchteten Manne gewappnet, dies Programm soll ihn vor Torheiten des abenteuerlichen Menschen schützen. Bismarck, indem er es durchfliegt, schließt auf die Königin.

Jetzt wechselt er den Ton. Das Gefühl der unsichtbaren Feindin, zugleich die Sicherheit aus der soeben formlos erfolgten Ernennung, geben ihm das alte Selbstgefühl zurück, und mit dem ersten Wort in dieser gefährlichen Ehe stabilisiert er sogleich Standpunkt und Rechte: Er lehnt es ab, das Programm durchzusprechen:

„Es handelt sich jetzt nicht um Konservativ und Liberal, sondern nur darum, ob in Preußen das königliche Regiment maßgebend sein soll oder die Parlamentsherrschaft; diese wäre nötigenfalls auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden. Ein Programm würde uns beide daran nur hindern. In dieser Lage werde ich mich, selbst wenn E. M. mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen beharren, so lieber mit dem Könige untergehen, als E. M. im Kampf mit dem Parlamente im Stiche lassen.“

Ein neuer Ton. Bismarck hat ihn mit Vorbedacht gewählt, weil er in dieser Stunde dieses Mannes Vertrauen gewinnen wollte; weil er in Wilhelm den Soldaten kannte, hat er seine Stimmung